

Zsigmond Móricz

DER GLÜCKLICHE MENSCH

Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort
von Timea Tankó

GUGGOLZ

Titel der Originalausgabe:

A boldog ember (1935)

Die Übersetzung folgt dem Abdruck in:

Szépirodalmi könyvkiadó, 1962

Der Verlag bedankt sich für die großzügige Unterstützung durch den



Erste Auflage Berlin 2023

© 2023 Guggolz Verlag, Berlin

Guggolz Verlag

Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin

verlag@guggolz-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Korrektorat: Bettina Hartz

Umschlag: Mirko Merkel

ISBN 978-3-945370-40-7

www.guggolz-verlag.de

Ich saß in der Redaktion und arbeitete. Meine Arbeit besteht darin, die eingehenden Manuskripte zu lesen. Jährlich werden uns an die tausend Romane und Erzählungen zugesendet. Wie viele Menschen es gibt, die es als wichtig, notwendig, ja unerlässlich empfinden, ihr Leben zu erzählen! Wie wunderbar der Mitteilungsdrang des Menschen doch ist.

Es klopfte an der offenen Tür, und herein trat ein Mann mit langen Beinen. Er sagte nichts, lächelte nur, und ich erkannte in ihm meinen Landsmann György Joó, einen Kleinbauern aus der Gegend Tiszahát.

»Schönen guten Tag, Vetter Zsigmond«, grüßte er höflich.

»Grüß Gott. Was führt dich denn zu mir?«, fragte ich.

Er lächelte immer noch, etwas verstohlen, und suchte sichtlich nach Worten.

»Ich komme in wichtiger Angelegenheit«, sagte er schließlich.

»Setz dich und erzähle.«

Er nickte, setzte sich, nickte noch einmal. Er sah nicht aus wie jemand, der um etwas bitten wollte, vielmehr so, als führte er etwas ganz Bestimmtes im Schilde. Er streckte die langen Beine breit aus, als säße er auf einer Ofenbank, kreiste mit den bestiefelten Füßen, blickte zum Boden und schwieg voller Vertrauen.

»Nun zünd dir eine Zigarette an und erzähl, was du mir mitgebracht hast«, sagte ich.

Er nahm eine Zigarette aus der Schachtel, rollte sie fachmännisch zwischen den Fingern und zündete sie an, dann wandte er mir den Blick zu, die schwarzen Augen glänzten, das Gesicht leuchtete.

»Ich sage Ihnen, warum ich gekommen bin. Vetter Zsigmond, ich bin gekommen, um mein Leben zu erzählen, damit Sie daraus einen schönen Roman schreiben.«

Gütiger Gott, nun bringen mir die Leute nicht mehr nur ihre Texte, sondern gleich ihr ganzes Leben.

Ich betrachtete ihn. Das schmale, knochige Gesicht wirkte freundlich. Wie gut es ihm gehen musste, wenn er es sich leisten konnte, aus dem hintersten Winkel des Komitats Szatmár nach Budapest zu reisen und in der Redaktion eines alten Landsmanns vorbeizuschauen, nur um ihm sein Leben zu erzählen ... Was für ein Mensch mag er wohl sein, welches Schicksal wird er haben, und wie ist er überhaupt auf diesen sonderbaren Gedanken gekommen?

Um das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken, fragte ich:

»Wie steht's um den Weizen?«

Es war nämlich kurz vor Ostern, also die Zeit, in der die Gedanken eines Bauern um nichts anderes kreisen als um seinen Weizen.

Seine Stirn bewölkte sich leicht, und er winkte nur ab.

»Darüber brauchen wir gar nicht zu sprechen«, sagte er. »Der Weizen hat uns reingelegt. Wissen Sie, den Weizen, den ... gibt es gar nicht ... er wächst nicht und lässt sich auch nicht verkaufen. Über das Leben von heute lohnt es sich nicht zu sprechen. Heute kommt man nicht mehr über die Runden. Ich habe mir gedacht, ich gehe nach Budapest, um ein bisschen Geld zu verdienen, aber das ist auch nicht mehr möglich. Hier gibt es keine Arbeit mehr ... Und frü-

her? Wissen Sie, wie es war, wenn ich früher nach Budapest gekommen bin? Schon als ich am Keleti-Bahnhof ausgestiegen bin und die Rákóczi út entlangging, hat mich ein Vorarbeiter angehalten und gefragt: »Junger Mann, wollen Sie arbeiten?« Natürlich wollte ich. »Na, dann kommen Sie mit«, sagte er, und ich gesellte mich zu den anderen in die Reihe, heute noch weiß ich, dass wir ein großes Haus in der Kinizsi utca gebaut haben. Da war ich bis Weihnachten beschäftigt ... Damals konnte man sich vor Arbeit kaum retten. Und jetzt? Die dritte Woche bin ich schon hier und hab davon nur eine arbeiten können. Bei allen alten Bekannten bin ich gewesen. Die großen Firmen, bei denen ich sonst gearbeitet habe, gibt es alle nicht mehr. Ich war sogar schon beim hochgeborenen Herrn Abgeordneten, der kann mir aber auch nicht helfen ... Es gibt keine Arbeit, da dachte ich mir, ich gehe zu Vetter Zsigmond und erzähle ihm wenigstens mein Leben.«

»Wie viel Land hast du?«, fragte ich.

»In Liget habe ich drei Joch und in Uszka fünf. Dann noch meinen Garten, der ist neunhundert Quadratklaffer groß, und dann habe ich noch tausendzweihundert Quadratklaffer unbrauchbares Land.«

»Von über acht Joch Land kannst du nicht leben? Und musst nach Budapest kommen, um dir Arbeit zu suchen?«

»Leider ist es so. Es gedeiht ja nichts mehr.«

»Ihr versteht nur nicht zu wirtschaften.«

Er schüttelte den Kopf.

»Das Wirtschaften ist nicht das Problem«, erwiderte er, »sondern das Wetter. Wir machen es genauso wie die Alten von früher, aber das nützt ja nichts, wenn die Erde keinen Ertrag mehr bringt ... Bei uns regnet es nicht mehr. Ganze Sommer vergehen ohne Regen, von Frühling bis Herbst

fällt kein einziger Tropfen. Als ich Kind war, da gab es all das Wasser. Jeden Frühling hat der Batár die Wiesen überschwemmt. Es gab Tau jeden Morgen, und reichlich Schilf gab es auch. Der Mais wuchs so hoch, dass sich die Rosssdiebe drin verstecken konnten. Dabei gedeiht Mais nur, wenn der Frosch in der Ackerfurche quakt. Frösche gibt es nicht mehr, und Wasser auch nicht. Die Herren haben es umgeleitet. Nun gibt's kein Schilf mehr, keine Binsen und auch keine Wasservögel. Sogar der Batár trocknet langsam aus, in den heißen Sommern wird sein Bett ganz rissig ... Aber wir haben auch schon gehört, dass es den Fluss bald gar nicht mehr geben wird, die Tschechen wollen ihn umleiten, schon weiter oben in die Theiß münden lassen, noch auf tschechischem Gebiet, und dann bleiben wir ganz ohne Wasser.«

Ich betrachtete ihn wieder. Er ließ seinen zerzausten Kuzenköpf hängen. Die Hakennase ragte aus dem schmalen Gesicht, und vom hängenden Schnauzbart tropfte der Kummer. Ein Wasservogel auf der Flucht, weil sein Sumpf austrocknet. Er hatte sich emporgeschwungen und war in die Ferne geflogen. Nun zog er seine Kreise über fremden Gegenden des Landes, wollte sein Nest woanders bauen. Floh weiter, immer weiter.

»Und die Steuern haben sie so hoch geschraubt, dass es nicht auszuhalten ist«, fuhr er fort. »Jetzt musste ich auch nach Budapest kommen, weil man mir eine Kuh und zwei junge Ochsen als Steuer weggenommen hat, aber nach einer Woche hat der Gerichtsvollzieher sie zurückgetrieben, weil er sie nicht verkaufen konnte. Nicht einmal für wenig Geld. Und nun muss ich sie so lange versorgen, bis man sie verkauft bekommt. Aber ich selbst darf sie nicht verkaufen, erschlagen auch nicht, muss sie füttern. Das Heu ist alle, und das Gras wächst ja gerade erst. Die Familie ist groß. Ich habe

fünf Kinder, mit meiner lieben Frau sind wir zu siebt, Brot haben wir keins, auch keine Kartoffeln. Deshalb habe ich gedacht, ich komme nach Budapest, verdiene ein bisschen Geld, aber jetzt kann ich nicht einmal mehr heimfahren, dabei will ich nicht, dass es mir so ergeht wie dem Jóska Telegdi, der vierhundert Kilometer zu Fuß gehen musste.«

In den Zügen des Mannes gab es etwas, das mich überraschte und berührte. Über all diese bitteren Umstände sprach er, ohne aufzubegehren, ohne Wut. Er griff dabei niemanden an. Es war, als spräche er über die unumgänglichen Gegebenheiten des Schicksals. Wie der Bauer über das Wetter oder Naturkatastrophen spricht. Über etwas, das man nicht ändern kann, weshalb man sich am besten damit abfindet. Er strahlte die Urruhe des armen, mit der Erde arbeitenden Mannes von Tiszahát aus. Die Ergebenheit gegenüber Gottes Willen.

Es wäre in der Tat gut, schön und sinnvoll, endlich einmal ein genaueres Bild vom Leben eines solchen Menschen zu bekommen, dachte ich.

Plötzlich verblassten all die dem Spiel der Fantasie und zumeist unfruchtbaren Träumereien entsprungenen Werke. Hier stand ein Stück Leben vor mir.

Ich fühlte den Drang, es kennenzulernen, zu verstehen und niederzuschreiben, dieses Leben, das ja seit tausend Jahren die eigentliche Grundlage der gesamten ungarischen Welt war: das Leben eines Bauern.

»Und wann könntest du mir dein Leben erzählen?«, fragte ich.

Er lächelte verschmitzt. Jetzt sah er wirklich ganz und gar wie ein echter Kuruze aus. Seine winzigen schwarzen Augen wurden zu glänzenden Käfern, die zerzausten Haare fielen ihm wild in die weiße Stirn. Sein Blick heiterte sich auf, sein

Humor, der ihm auch bisher schon in den Mundwinkeln gegessen hatte, zeigte sich nun deutlich, zugleich wurde aber auch seine tiefe Ruhe spürbar. Freundlich und ernst sah er mich an.

»Wenn Sie wollen, kann ich es gleich machen«, antwortete er.

»Jetzt gleich?«

»Ja.«

»Hast du alles so genau überdacht, dir deine Erzählung bereitgelegt?«

»Das habe ich.«

»Und warum willst du es erzählen?«

Er neigte den Kopf nach vorn und lächelte kindlich scheu.

»Ich kann nichts anderes sagen, als dass ich als Kind und als junger Mann glücklich war, so glücklich, dass man sich das gar nicht vorstellen kann. Aber damals waren auch andere glücklich. Das war eine glückliche Welt ... Jetzt sind alle unglücklich. Alle unter dem Himmel. Dieses Land ist kaputt, alles hier, weit und breit. Wie kommt das? Wie ist es kaputtgegangen? Vielleicht erwacht die Menschheit ja und sagt, so ist es nicht gut, lasst es uns anders machen. Heute müsste es auch so sein, dass die György Joós und alle anderen zu Haus in ihren kleinen Dörfern glücklich sind. Dann wären auch die glücklich, die höhere Leben führen ... Na ja, ich weiß gar nicht, ich würde einfach nur sehr gerne von meinem glücklichen Leben erzählen.«

Ein Schriftsteller. Dieser Mann war ein Schriftsteller, der keine Möglichkeit, keine Fähigkeit hatte, zu schreiben, also wollte er erzählen.

»Du willst also übers Glück sprechen«, stellte ich fest.

»So ist es.«

In seinen Worten lagen so viel Vertrauen und Begeiste-

rung, dass sich auch in mir allmählich eine Spannung aufbaute, es war, wie wenn man ein Buch in die Hand nimmt, von dem man schon viel Gutes gehört hat, und in der Vorfreude auf die bevorstehende Schönheit ins Glühen gerät.

»Nun, dann wollen wir es mal ansehen«, sagte ich. »Schließ die Tür ... so ... und jetzt, lass hören. Aber ich warne dich, erzähl nur die Wahrheit, mich interessiert ausschließlich die Wahrheit. Ich habe noch nie irgendeine Lüge niedergeschrieben, wenn du anfangen solltest zu flunkern, hören wir auf.«

»Ich kann gar nichts anderes sagen als die Wahrheit. Meine Wangen haben sich mein Lebtag noch nie gerötet. Nie hat mich jemand bei einer Lüge ertappt, ich denke nämlich, dass nur der, der die Wahrheit sagt, egal, ob diese gut, schlecht, schön oder hässlich ist, einen ruhigen Schlaf hat, und ich schlafe nachts nun mal gern. Alles andere ist Sache des lieben Gottes.«

»Nun, dann sprich.«

ERSTES GESPRÄCH

in dem György Joó in Kürze sein ganzes Leben erzählt

Ich kann behaupten, dass ich in meinem ganzen Leben glücklich war, nie ging es mir schlecht. Neun Jahre war ich alt, ging auf das zehnte zu, als mein Vater starb. Da wurde ich schon zum Jungbauern, mein älterer Bruder Gedeon fand nämlich keinen Gefallen an der Wirtschaft und überließ alles mir, er fühlte sich nur bei den Maschinen wohl. Hacken war ihm ein Gräuel, Mähen auch, ja, alle Feldarbeit, aber wenn die Ernte kam, sah er jeden Tag aus wie ein ölverschmierter Schlosserlehrling, war immer bei den Maschinen.

Ich war die Stütze meiner Mutter. Schon als ich noch ein Schuljunge war, hat die Arme alles mit mir besprochen, wie wir was angehen sollten, sogar den Prozess, denn nach dem Tod meines Vaters haben uns die Neider überfallen und uns das kleine Stück Wald wegprozessiert, das wir noch hatten.

Ich war also eine Halbweise, und mit dreizehn Jahren nahm mich der hochgeborene Arvéd Salánky als Jungknecht in seine Dienste.

Da gab es viele Knechte, einer schalt mich mehr als der andere. Zum Schlafen ging ich abends immer heim. Bis der erste Schnee fiel, hielt ich es aus, dann ließ man mich gehen, ich sagte mir, Gott sei Dank, und wollte mich nie wieder als Jungknecht verdingen.

Im Winter blieb ich zu Hause, doch als der Frühling kam, sagte ein Kamerad, Gyuri Füles, der zusammen mit mir Jungknecht gewesen war, aber in diesem Jahr von Arvéd

Salánky nicht wieder eingestellt wurde: »Lass uns doch nach Beregszász gehen, dort kann man gutes Geld verdienen.« Das erzählte ich meiner Mutter.

»Ach, mein Junge«, sagte sie, »zieh nicht in die Welt hinaus, hier hast du genug zum Leben.«

Ich ging trotzdem, heimlich, ohne Mutter etwas davon zu sagen, erst am Samstag, als ich aus Beregszász zurückkehrte, hörte sie wieder von mir, hörte die drei Forint und sechzig Kreuzer, die in meiner Tasche klimperten. Nun hatte auch sie nichts mehr dagegen, und ich arbeitete das gesamte Frühjahr über in Beregszász.

In einem anderen Jahr wollte mich einer der kleineren Bauern als Fuhrknecht, sein Pachtland sollte ich ihm pflügen. Irgendwann wurde ich es aber leid, ohne Lohn zu arbeiten, und da sagte ich mir, ich werde doch nicht immer für andere pflügen, ich suche mir lieber eine Stelle als Lehrling.

Also schrieb ich meinem Bruder Gedeon nach Budapest, der sprach mit seinem Meister, und dieser wollte mich aufnehmen, Gedeon sollte seine Lehre sowieso bald abgeschlossen haben. Der Meister schickte mir das Laufgeld, doch Mutter weinte und jammerte, acht Kinder habe sie zur Welt gebracht, und am Ende werde keiner da sein, um ihr auch nur ein Schluck Wasser zu geben. Da tat sie mir leid, und ich blieb daheim.

Zu Hause im Dorf hatte ich ein schönes Leben, ich stieg Mädchen nach, liebte viele, manche verließen mich, manche verließ ich, von einer prügelte man mich fort, von der anderen wurde ich betrogen; das Landgut nahmen sie uns weg, ich wurde ganz mittellos, prozessierte und verlor, da dachte ich mir, nun versuche ich mein Glück doch in Budapest. Im Herbst 1907, mit neunzehn Jahren, kam ich also

hierher. Da hat man mir gleich einen ansehnlichen Lohn gezahlt, in einer Woche verdiente ich ein Kalb. Damals hat man bei uns daheim einem Mähder einen Forint zwanzig bezahlt, als gemeinen Tageslohn neunzig Kreuzer, und hier bekam ich einen Forint sechzig, achtzig, und das mit nur zehn Stunden Arbeit am Tag.

So lässt es sich leben, dachte ich und bin von da an jeden Herbst nach Budapest gekommen, um hier zu arbeiten. Aber für die Ernte blieb ich daheim, da war ich sogar Vorschnitter, ich habe mit einer Gruppe von Arbeitern die Erntearbeit eines großen Gutes übernommen, stand an der Spitze der Gruppe.

Irgendwann war es an der Zeit, ans Heiraten zu denken. Die anderen sagten, ich solle mit ihnen nach Bökény zum Tanz gehen. Dort habe ich ein Mädchen lieb gewonnen, dreimal in der Woche habe ich sie besucht. Es war nicht weit, von uns nur eine Viertelstunde entfernt.

Doch gab es bei uns einen Maurer, der hieß sogar József Kőmíves, also Maurer. Der hatte eine Tochter, Erzsi, und diese Erzsi hatte einen Geliebten, meinen Freund Mihály Csereklye. Die beiden waren etwas vorschnell, so dass die Erzsi ein Mädchen bekam, aber Mihállys Mutter war gegen die Heirat und ließ ihren Sohn lieber zur Armee einziehen. Als der wieder heimkam, sagte er seiner Mutter, dass er Erzsi Kőmíves heiraten wolle. Es hatte sogar eine Verhandlung gegeben, die hatte er verloren, und dem Kind wurde ein Joch Land zugesprochen.

»Du solltest dich lieber erhängen als die zu heiraten«, sagte die Mutter.

Da ging er in den Stall und erhängte sich. Als man ihn fand, war er schon kalt. In dem Herbst war ich wieder in Budapest, zu Weihnachten bin ich heimgefahren. Nun

drängte es mich schon sehr nach der Heirat, durch einen Bekannten war mir eine Arbeit bei der Schlafwagengesellschaft in Aussicht gestellt worden, und daraufhin sollte geheiratet werden.

Eines Tages ging ich die Straße entlang, da sagt die Frau von Ignác Péter zu mir:

»Warum heiratest du nicht endlich?«

»Das eilt nicht«, antwortete ich.

»Heirate, am Ende stirbt deine Mutter, und niemand ist bei ihr, du bist ja nie da. Du willst nur nicht heiraten, weil Piroska Váradi dich nicht will.«

Da ging ich zum Tanz, es gab gerade ein Fest, und ließ Piroska Váradi ausrichten, sie solle auch kommen.

Und die ließ mir ausrichten, in einem Jahr würde sie kommen.

Es fuchste mich sehr, als ich hörte, dass sie mich noch um ein Jahr verträsten wollte. Ich wusste, auf wen sie wartete, auf den Sohn einer großen Familie, der war damals Soldat.

Na warte, dachte ich, ich werde schon eine finden, die mit mir tanzt. Ich ging zu den Kőmíves' und sagte zu Erzsi, sie solle mit mir zum Tanz kommen.

»Ich gehe nicht«, sagte sie, »da gibt's niemanden, wegen dem ich gehen würde.«

»Das lasse ich nicht gelten«, antwortete ich, »ich frage dich, ob du mit mir kommst, also gibt es doch jemanden.«

Und so kam sie mit.

Am Neujahrsabend hielt ich um ihre Hand an.

Da öffnete sich mir das Paradies auf Erden. Noch im selben Jahr bekam ich eine Tochter, die war wie eine kleine Lerche. Sie weinte nicht, sie sang. Ein Kind der Liebe eben.

Doch dann brach der Krieg aus.

Bis dahin hatte ich ein schönes Leben. Das war alles, was ich gelebt habe. Vom Rest braucht man gar nicht mehr zu sprechen.

György Joó hielt inne und sah mich an. Mit ruhigem Blick, wie jemand, der seiner Pflicht nachgekommen ist, sein Leben erzählt hat und nun auch ruhig sterben könnte.

»War das dein Leben?«, fragte ich.

»Ja.«

»Jetzt, da du es mir erzählt hast, werde ich langsam neugierig.«

In seiner Geschichte gab es einige frische, bemerkenswerte Details, die erahnen ließen, wie schön er alles erzählen könnte, wenn er etwas weiter ausholte und auf alle Einzelheiten einging.

»Wie alt bist du?«, fragte ich.

»Ich wurde im Jahr 1888 geboren. Dann bin ich wohl vierundvierzig. Also heute, 1932. Wenn ich diese Kraft und Gesundheit behalten könnte, das wäre gut. Doch irgendwann wird der Mensch wackelig und lendenlahm.«

»Sag, wie lebst du jetzt? Wie viele Einnahmen hast du im Jahr und wie viele Ausgaben?«

»Wer weiß das schon, Gott vielleicht.«

»Versuchen wir, es zusammenzurechnen.«

Ich nahm ein Blatt Papier und einen Bleistift, und wir rechneten, damit sich sein Leben ein wenig vor mir entfaltete.

»Wie viel zahlst du an Steuern?«, fragte ich.

»In Liget achtundfünfzig Pengő, in Uszka zweiundsiebzig«, erwiderte er.

»In Uszka? Was machst du in Uszka?«

»Die sieben Joch Land habe ich von einem Bauern aus Uszka gekauft, ein Teil meines Landes ist dort.«

»Was musst du sonst noch zahlen?«

»Weidepacht fürs Treibvieh, jeweils neunzehn Pengő, nach vier Tieren macht das insgesamt sechsundsiebzig Pengő. Der Schäferlohn sind fünf Achtel Leben, das sind, sagen wir, sechs Pengő, dazu achtzig Fillér Bundschuhgeld und ein Viertel Kilo Speck, in Geld ist das nach vier Tieren ein Pengő sechzig, dazu noch zwei Liter dicke Suppe und nach der Sau einen Pengő. Eberhaltung drei fünfzig. Für drei Joch beanspruchtes Nutzland muss ich hundertdreißig Pengő zahlen, habe ich aber noch nicht ... der Priesterlohn ist ein Zentner Weizen und vierzehn Kilo Mais.«

Ein solch armes Leben schwimmt vor unseren Augen. So fern ist es von unseren Lebensmöglichkeiten. Wörter, die selbst im Märchen unverständlich wären: Weidepacht, Treibvieh, fünf Achtel Leben, Bundschuhgeld, Eberhaltung, beanspruchtes Nutzland, Priesterlohn, in fünf Zeilen sieben Begriffe, die erklärt werden wollen. Deshalb ist es auch in der Politik so schwierig, sich mit dem Leben des kleinen Mannes zu beschäftigen, weil die Politik von Männern gemacht wird, die das Leben der Massen kaum kennen. Es gibt nur eines, anhand dessen sich der Kulturmensch orientieren kann: Zahlen.

Ich addierte die Posten, heraus kamen dreihundertdreißig und vierzig Pengő und vierzig Fillér.

»Und wie hoch sind deine Schulden?«, fragte ich.

»Bei der Sonkader Bank fünfhundert Pengő, bei der Nyíridházer Bank tausendzweihunderteinundachtzig Pengő. Zinsen zahle ich nach Sonkád siebenzig Pengő, nach Nyíridháza hundertachtundachtzig. Der Kirche von Kispalád schulde ich vier Zentner Weizen, da sind die Zinsen fünfzig Kilo. Unserer Kirche sieben Zentner und siebenzig Kilo Zinsen. In Geld ist das vierzehn Pengő vierzig.«

»Deine jährliche Zinslast ist also zweihundertzweiundsiebzig Pengö. Alle Schulden und Zinslasten sind in einem Jahr insgesamt sechshundertfünfzehn Pengö und vierzig Fillér«, stellte ich fest.

Das bedeutete für ihn monatlich fünfzig Pengö an Bargeldlasten, Sommer wie Winter.

So aufgedröselte konnte man schon etwas damit anfangen. Bei den heutigen Verhältnissen ist es selbst für einen Stadtmenschen nicht einfach, monatlich fünfzig Pengö in barem Geld zu bezahlen. Der Lohn eines Kleinbeamten bewegt sich zwischen hundert und zweihundert Pengö – davon fünfzig Pengö für Betriebskosten, Steuern und Zinsen abzugeben, würde das Leben sehr belasten.

»Und wie hoch sind deine Einnahmen? In einem Jahr? Von deinem Land?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Wie viele seid ihr?«

»Ich habe fünf Kinder. Meine Frau und ich, also sind wir zu siebt.«

»Wie viel braucht ihr für ein Jahr? Von wie viel Geld lebt ihr in einem Monat?«

»In einem Monat? ... In einem Monat brauchen wir drei Zentner Weizen. Aber davon gehen noch einundzwanzig Kilo für den Zoll ab und fünfzig Kilo Kleie. Es bleiben hundertneunundzwanzig Kilo Mehl. Aber nur, wenn ich vier Zentner mahlen lasse. Für das Mahlen muss ich zwei Pengö in Geld bezahlen.«

»Das ist nur das Mehl. Brot und Teigwaren. Was braucht ihr noch?«

»Salz. Jede Woche ein Kilo. Petroleum und Zündhölzer. Alles andere wächst schon. Kartoffeln – nur im letzten Jahr gab es keine. Letzten Winter haben wir nur drei Zentner

Kartoffeln gegessen, weil es nicht mehr gab ... Bohnen gibt es genug. So viel, dass wir sie kaum aufessen können, obwohl es bei uns immer nur Bohnen mit Bohnen gibt. Kohl hatten wir so viel, wie wir brauchten. Sonst haben wir nichts. Kein Futter fürs Vieh.«

»Wie sieht es mit der Kleidung aus?«

»Dafür reicht's nicht. Mehr als vierzig bis fünfzig Pengö war es nicht, was meine Frau im ganzen Jahr dafür ausgegeben hat. Im Herbst sieben Paar Schuhe, aber davon waren nur drei Paar neu, der Rest Reparaturen, trotzdem hat alles zusammen achtzig Pengö gekostet. Und ein Kopftuch hat sich die Arme gekauft, für fünf sechzig.«

»Ihr selbst verbraucht also«, sagte ich, »im ganzen Jahr nicht mehr als fünf- bis sechshundert Pengö.«

»Wir essen ja auch nur den letzten Rest von dem, was der Boden hergibt«, antwortete er. »Alles andere geht für Steuern und Zinsen weg. Bezahlen können wir sie trotzdem nicht.«

Er zahlte sechshundert Pengö an Steuern und an Zinsen für den Kredit, den er aufgenommen hatte, um Land zu kaufen. Die Summe, die seine siebenköpfige Familie im Jahr verbrauchte, belief sich ebenfalls ungefähr auf sechshundert Pengö. Er sprach die Wahrheit, wenn er sagte, dass er selbst nur den letzten Rest von seinem eigenen Ertrag aß. Dessen besten und größten Teil musste er verkaufen, damit er die Zahlungen leisten konnte. Auch wenn wir uns nicht wirklich in sein Leben hineinversetzen können, ist es doch deutlich spürbar, wie schwer sein Schicksal ist. In einem Jahr hatte seine Frau nichts als ein Kopftuch für fünf Pengö sechzig bekommen, außerdem durfte sie sich noch die Schuhe reparieren lassen. Eine Frau, die von früh bis spät, vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl arbeitete, bekam im ganzen Jahr

nichts als ein Kopftuch, ein Kopftuch für fünf Pengö, wobei sie sechshundertfünfzehn in bar bezahlen musste. Diese Umrechnungen halfen, mich dem Leben dieser Menschen zu nähern. Tagein, tagaus Bohneneintopf, sogar Kartoffeln sind fast unerreichbar: drei Zentner Kartoffeln für sieben Personen für einen ganzen Winter.

Aber vielleicht hatte er ja nicht alles erzählt?

»Was bekommst du für das Vieh?«, fragte ich ihn.

»Nichts«, erwiderte er. »Ein hundertfünfundachzig Kilo schweres Schwein habe ich für hundertfünfundzwanzig Pengö verkauft. Das Kleinere haben wir für uns geschlachtet. Als ich von daheim losgefahren bin, war noch ein bisschen vom Fleisch übrig. Seit ich hier bin, hatte ich eine Woche Arbeit, habe meiner Frau fünfzehn Pengö geschickt und ihr geschrieben, sie solle zwei Ferkel kaufen, wenn irgend möglich.«

Er überlegte.

»Deshalb wollte ich mein Leben erzählen«, sagte er schließlich. »Schreiben Sie bitte in der Zeitung darüber. Oder in einem Roman. Sollen die Herren ruhig sehen, wie ungerecht es zugeht. Früher war das Leben besser. Ich habe mein ganzes Leben erzählt, weil man daraus sehen kann, dass ich früher glücklich war.«

»Dein Leben? Glaubst du, du hast dein ganzes Leben erzählt?«

»Ergänzen Sie, wo noch was fehlt.«

»Nein, György Joó, ich werde nichts ergänzen, sondern du gehst jetzt, und wenn du wiederkommst, erzählst du mir Stück für Stück dein Leben. Aber mit allen Einzelheiten, so wie es sich zugetragen hat.«

»Wort für Wort?«, fragte er.

»Genau. Überleg dir bis zum nächsten Mal, wie deine

Zeit als Jungknecht war. Du musst mir die kleinste Kleinigkeit erzählen, alles, was dir nur einfällt.«

»Einverstanden. Wann soll ich kommen?«

»Morgen.«

»Ob ich morgen kommen kann, weiß ich noch nicht, man hat mir eine kleine Arbeit in Aussicht gestellt.«

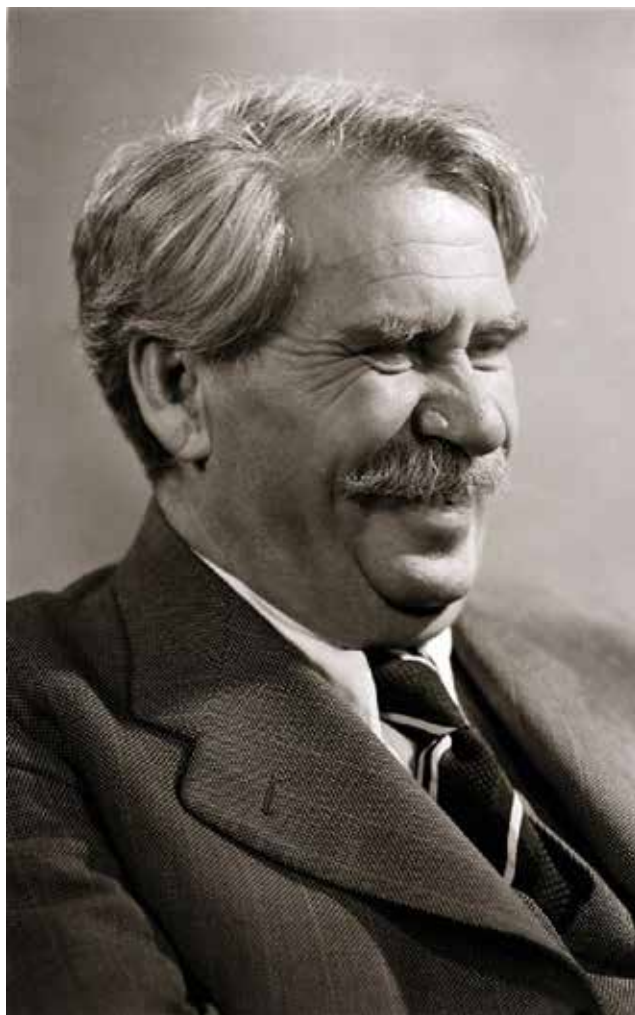
»Komm nur her, wenn du dich bei mir als Erzähler verdingst, verspreche ich dir einen höheren Tageslohn.«

Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Wenn ich die Arbeit bekomme, darf ich sie nicht verschmähen. Reden können wir auch am Sonntag. Und bei der Arbeit kann ich schon mal darüber nachdenken, wie alles war.«

»In Ordnung«, sagte ich.

Das war unser erstes Gespräch über György Joós Leben.



ZSIGMOND MÓRICZ
(1879–1942)

BIOGRAFIEN

Zsigmond Móricz (1879–1942) wurde als erstes von neun Kindern eines armen Kleinbauern und einer Pastorentochter geboren. Als Kind lernte er die Armut auf dem Land kennen, doch da er großen Bildungshunger hatte, konnten ihn seine Eltern als Schüler in das Kollegium von Debrecen schicken. Sein Studium der Theologie und der Rechtswissenschaft brach er dann jedoch ab und arbeitete als Journalist in Budapest. Mehrere Sommer hindurch sammelte Móricz Volkslieder im Komitat Szatmár und hatte dabei die Gelegenheit, die Verhältnisse auf dem ungarischen Dorf, besonders das Leben der armen Landbevölkerung, intensiv zu erleben. 1908 wurde in der Zeitschrift *Nyugat* eine erste Erzählung von ihm abgedruckt, der eine Vielzahl an Romanen und Erzählungen folgte. Móricz nahm – entgegen den Strömungen der Literatur seiner Zeit – in ihnen mit einem ganz eigenen Realismus das Leben der armen Landarbeiter in den Blick und schilderte die Schwierigkeiten, sich angesichts individueller wie kollektiver gesellschaftlicher Widersprüchlichkeiten zu behaupten.

Timea Tankó wurde 1978 in Leipzig geboren und verbrachte ihre Kindheit in Ungarn und Deutschland. Sie studierte in Leipzig Kulturwissenschaften und Übersetzung (Französisch und Spanisch). Seit 2003 übersetzt sie ungarische und französische Literatur ins Deutsche, u. a. Antal Szerb, Ádám Bodor und Andor Endre Gelléri. 2021 wurde sie für ihre Übersetzung von Miklós Szentkuthy mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnet.